

## Chance auf ein zweites Leben

**In Deutschland sind tausende todkranke Menschen auf eine Organspende angewiesen, doch die Zahl der Spender ist so niedrig wie nie zuvor. Eine neue Regelung könnte dem Negativtrend entgegenwirken.**

Maike Wasel befand sich im letzten Semester ihres Studiums und hatte gerade mit der Bachelorarbeit begonnen, als sich ihr gesundheitlicher Zustand drastisch verschlechterte. An vielen Abenden versuchte sie zu schreiben - angeschlossen an Magensonde und Beatmungsgerät. „Nach einer Stunde habe ich geweint, weil mir vom Sitzen alles wehtat und ich mich einfach nicht konzentrieren konnte.“ Die 25-Jährige leidet an der Stoffwechselkrankheit Mukoviszidose. Dabei stört eine Gen-Mutation den Salz-Wasser-Haushalt der Zellen und führt dazu, dass zäher Schleim die Organe, insbesondere die Lunge, verstopft. In vielen Fällen ist die Schädigung so massiv, dass nur noch eine Transplantation hilft.

Rund 10.000 Menschen warten in Deutschland derzeit auf ein Spenderorgan. Die Zahl ist in den letzten Jahren geringfügig gesunken. Das bedeutet nicht, dass weniger Menschen auf eine Spende angewiesen sind. Stattdessen entscheiden sich Kliniken immer häufiger, Patienten nicht auf die Warteliste setzen zu lassen, da die Chancen auf ein geeignetes Organ zu gering sind. Der Grund: Die Zahl der Spender ist seit Jahren stark rückläufig. Laut der Deutschen Stiftung für Organtransplantation wurden im vergangenen Jahr 797 verstorbenen Menschen ein oder mehrere Organe entnommen. 2012 waren es noch 1.046. Bruno Meiser, Leiter des Transplantationszentrums in München, schätzt, dass nur 12 bis 13 Prozent der Bundesbürger einen Organspendeausweis besitzen. Angehörige seien häufig überfordert, wenn der Verstorbene nie mit ihnen darüber gesprochen hat, so Meiser. „Die Hinterbliebenen haben ganz anderes im Kopf. Wer regelt die Beerdigung? Wie soll das Haus abbezahlt werden? Dann kommt jemand und fragt wegen der Organspende. Viele sind so verunsichert, dass sie vorsichtshalber 'nein' sagen.“

Außerdem falle es Angehörigen beim Anblick des künstlich beatmeten Patienten häufig schwer, nachzuvollziehen, dass ihr Partner, Kind oder Elternteil tatsächlich verstorben ist. „Der Teint ist rosig, die Brust hebt und senkt sich. Aber der Mensch ist tot.“ Um eine vorschnelle Diagnose zu vermeiden, müssen zwei voneinander unabhängige Fachärzte mit einem Abstand von zwölf Stunden den Hirntod attestieren. Das bedeutet: Alle Aktivitäten des Gehirns sind unwiederbringlich ausgefallen.

Für potenzielle Empfänger einer Organspende gelten ebenfalls strenge Auflagen, um Manipulationen an der Transplantationsliste zu verhindern und die Organe nach Dringlichkeit zu vergeben. Die „Richtlinie für die Wartelistenführung und Organvermittlung zur Lungentransplantation“ der Bundesärztekammer füllt ganze 45 Seiten. Das Dokument beinhaltet zahlreiche Auflagen, die Patienten erfüllen müssen, um gelistet zu werden. Maike musste ihr Leben völlig umstellen, um ihnen zu entsprechen. Sie machte unter anderem eine Reha und musste sechs Kilo zunehmen. All diese Strapazen für ein Ziel: auf die Transplantationsliste aufgenommen zu werden. Sie war erfolgreich.

„Der Anruf kam am 08.04.2017 um 23 Uhr. Daraufhin hatte ich eine halbe Stunde Zeit zum Packen ehe der Krankenwagen kam und mich von Nordrhein-Westfalen in die Transplantationsklinik nach Hannover brachte“, erzählt Maike. Wenige Stunden später bekam sie eine neue Lunge – eins von 2.765 Spenderorganen, die 2017 in Deutschland transplantiert wurden.

Nicht jeder Patient hat dieses Glück. Statistisch gesehen stirbt in Deutschland alle acht Stunden ein Mensch, weil für ihn nicht rechtzeitig ein passendes Organ gefunden wurde. „Für Kliniken sind Transplantationen mit zu wenig Anreizen und zu vielen Hürden verbunden“, erklärt Meiser. Nach dem Tod übernehmen Krankenkassen die Kosten nicht mehr. Stattdessen gibt es pro Spender eine Pauschale von maximal 5.000 Euro. Nach Erfahrung des Mediziners viel zu wenig, um die Kosten für Personal, Unterbringung und Versorgung abzudecken. „Viele Kliniken entschließen sich also dazu, potenzielle Organspender nicht zu melden.“ Es dürfe auch nicht vergessen werden, dass Angehörige intensiv beraten werden müssen. Viele Krankenhäuser verfügen daher über einen Transplantationsbeauftragten. Keine Lösung, findet Meiser. „Die betreffenden Kollegen übernehmen die Position zusätzlich zu ihrer eigentlichen Stelle, aber das lässt sich nicht planen. Sie können ja nicht zwischen 9 und 13 Uhr herumrennen und Hirntote suchen.“ Außerdem überprüfe niemand Motivation oder Arbeitsqualität der Transplantationsbeauftragten.

Meiser nennt die Widerspruchslösung als effektive Möglichkeit, um die Arbeit des Klinikpersonals zu erleichtern und die Zahl der Organspender zu erhöhen. Gesundheitsminister Jens Spahn hatte vor wenigen Monaten angekündigt, diese Idee im Bundestag debattieren zu wollen. Sie besagt, dass jeder Verstorbene automatisch als Organspender angesehen wird, solange er dem nicht zu Lebzeiten widersprochen hat. Kliniken könnten nicht mehr frei entscheiden, ob sie einen potenziellen Spender melden sollen. Nicht jeder spendet schlussendlich auch – die Organe müssen intakt und gesund sein, was bei Unfallopfern, alten oder todkranken Menschen nicht in jedem Fall gewährleistet ist. Die Regelung gilt bereits in zahlreichen Ländern, darunter Frankreich, Österreich und Spanien. Studien, die das Medical Journal untersucht hat, zeigen: In Ländern mit Widerspruchslösung stieg die Zahl der Spender nach Einführung der Regelung um 20 bis 30 Prozent. „Bei der Widerspruchslösung würden wir die Hinterbliebenen natürlich trotzdem noch um Erlaubnis bitten. Vielen würde es deutlich leichter fallen der Organspende zuzustimmen, wenn sie wüssten, dass sich der Verstorbene nie dagegen ausgesprochen hat“, sagt Meiser. Ihm sei es vor allem eins wichtig: „Jeder Tote kann das Leben von bis zu sechs anderen Menschen retten.“

Maikes Transplantation liegt nun anderthalb Jahre zurück. Erst kürzlich hat sie eine Routineuntersuchung mit positivem Ergebnis hinter sich gebracht: Die neue Lunge funktioniert sehr gut. „Ich bin glücklich darüber, Dinge wie ins Kino gehen oder Ausflüge wieder normal machen zu können und zu wissen, dass ich genug Luft bekomme, fit bin und mein Leben in vollen Zügen genießen kann.“